

Medieninhaber und Verleger

LiTheS. Ein Forschungs-, Dokumentations- und Lehrschwerpunkt
am Institut für Germanistik der Universität Graz
Leitung: Beatrix Müller-Kampel

Herausgeberinnen und Lektorat

Ao. Univ.-Prof. Dr. Beatrix Müller-Kampel
Institut für Germanistik der Universität Graz
Mozartgasse 8 / P, A-8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 380-2453
E-Mail: beatrix.mueller-kampel@uni-graz.at
Fax: ++43 / (0)316 / 380-9761

Prof. Dr. Marion Linhardt
Universität Bayreuth
Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät, Gebäude GW I
Universitätsstraße 30, D-95447 Bayreuth
marion.linhardt@uni-bayreuth.de

Umschlagbild

Ausschnitt aus: Richard Ernst Kepler: Liebhaberinnen der deutschen Bühne. In: Die Gartenlaube (1894), Heft 4, S. 64–65.

Gestaltung und Satz

mp – design und text / Dr. Margarete Payer
Kaiser-Franz-Josef-Kai 22, 8010 Graz
Tel.: ++43 / (0) 664 / 32 23 790
E-Mail: margarete.payer@mac.com

© Copyright

»LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie« erscheint halbjährlich im Internet unter der Adresse »<http://lithes.uni-graz.at/lithes/>«. Ansicht, Download und Ausdruck sind kostenlos. Namentlich gezeichnete Beiträge geben immer die Meinung des Autors oder der Autorin wieder und müssen nicht mit jener der Herausgeberinnen identisch sein. Wenn nicht anders vermerkt, verbleibt das Urheberrecht bei den einzelnen Beiträgern.

Editorische Notiz

LiTheS Nr. 9: *Person – Figur – Rolle – Typ I* präsentiert u. a. die Ergebnisse der im Rahmen der LiTheS-Tagung gleichen Titels im Mai/Juni 2013 an der Universität Graz geführten und davon angestoßenen Diskussionen.

Gefördert vom Vizerektorat für Studium und Lehre, vom Vizerektorat für Forschung und Nachwuchsförderung, vom Dekanat der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz, vom Land Steiermark und der Stadt Graz.

ISSN 2071-6346=LiTheS



Vizerektorat für Studium
und Lehre

Vizerektorat für Forschung
und Nachwuchsförderung

KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ
GEISTESWISSENSCHAFTLICHE
FAKULTÄT





Selbste in der Spätmoderne

Von Manfred Prisching

„Was sich nach 25 Jahren Individualisierungsthese sicher sagen lässt, ist, dass sie kaum noch auf Widerspruch stößt.“¹ So lapidar leitet Markus Schroer seinen Aufsatz in einem Sammelband über Individualisierungen ein, und er hat Recht.² Wenn wir das „Problem der Person“ – mit ihren Identitäts- und Individualisierungsaspekten – in den Kontext von Rolle, Typ, Figur, Inszenierung und Theatralisierung stellen wollen, haben wir es zumindest mit den folgenden drei Aspekten zu tun.

Erstens *Identität*: Persönliche Identität war, in unterschiedlichen Akzentuierungen, immer ein Problem der Humanwissenschaften³, aber sie ist in der Moderne in Anbetracht der Heimat- und Ortlosigkeit des Subjekts in besonderer Weise zum Problem geworden. Die ontologische Grundsicherheit ist erschüttert, sowohl durch soziale als auch durch religiöse Erosion. Der Anspruch der Moderne richtet sich nicht auf Einordnung, Einbettung, Eingliederung, sondern auf Besonderung, Selbstentfaltung, Einzigartigkeit und Authentizität des Selbst. Zudem sind äußere Fixpunkte – wie die sozialstrukturell abgesicherte Rolle ebenso wie die Kategorien Klasse, Beruf und

-
- 1 Markus Schroer: Individualisierung als Zumutung. Von der Notwendigkeit zur Selbstinszenierung in der visuellen Kultur. In: Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert „jenseits von Stand und Klasse“? Herausgegeben von Peter A. Berger und Ronald Hitzler. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 275–289, hier S. 275.
 - 2 Aber wie diese Individualisierung im Konkreten zu fassen ist, darüber besteht dennoch Unsicherheit – irgendwo zwischen der These von einem ungebärdigen Individuum, welches durch seinen ungezügelten Egoismus das gesellschaftliche Ganze auflöst, und dem domestizierten Individuum, dessen Eigenart in der großen Maschinerie der Moderne unterzugehen droht, gibt es viele Varianten der Schicksalsbeschreibung des Individuums in der Spätmoderne. – Wenn in der Folge von der Spätmoderne oder der Zweiten Moderne die Rede ist, dann sind damit keine Selbstbekenntnisse zu weitergehenden Vergemeinschaftungen unter Gesellschaftstheoretikern verbunden, es soll ganz einfach nur dem Befund Rechnung getragen werden, dass sich in dieser (fortgeschrittenen, reichen) Gesellschaft so viel geändert hat, dass es perspektivisch sinnvoll ist, eine erste, frühere Moderne (die Welt der Fließbänder, der rauchenden Schloten) von einer ‚neuen Phase‘ zu unterscheiden, die uns in das 21. Jahrhundert hineinführt.
 - 3 Heinz Abels fasst das Problem der Identität in die einfachen, klassischen Fragen zusammen: „Wie bin ich geworden, was ich bin?“ „Wer will ich sein?“ „Was tue ich?“ „Wie sehen mich die anderen?“ Identität sei schlicht die Antwort auf diese Fragen. Vgl. Heinz Abels: Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006, S. 245. Er bietet aber auch eine Definition an: „Identität ist das Bewusstsein, ein unverwechselbares Individuum mit einer eigenen Lebensgeschichte zu sein, in seinem Handeln eine gewisse Konsequenz zu zeigen und in der Auseinandersetzung mit anderen eine Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen gefunden zu haben.“ Ebenda, S. 254.

Lebenslauf – eher liquide geworden. Damit stellt sich die Identitätsfrage – unbeschadet einer langen Geschichte – als genuin moderne Frage.⁴

Zweitens *Inkonsistenz*: In einer turbulenten Welt, die ihre festen Strukturierungen und „großen Erzählungen“ verabschiedet hat, kann der Aufbau des Selbst nur als variables Patchwork⁵ erfolgen, mit vielerlei Widersprüchen und Gegensätzen; nicht mehr als Aufbau eines stabilen und wohlgeformten Selbst. „Individualisierung stellt sich als Einheit von Gegensätzen in der gesellschaftlichen Entwicklung dar, die es in der individuellen und kollektiven Auseinandersetzung zu bewältigen gilt. [...] Individualisierung konstituiert sich in der Bewältigung von Ambivalenz und erzeugt dabei ambivalente Bewertungen der gewählten Individualisierung.“⁶

Drittens *Inszenierung*: In einer Gesellschaft, in der die selbstverständlichen Einbettungsordnungen, die immer auch mit hinreichender Detailkenntnis über den Einzelnen (und seine Lebensgeschichte) verbunden waren, dahingeschwunden sind, haben die Notwendigkeiten zur Selbstdarstellung und Selbstinszenierung wesentlich zugenommen.⁷ Eigentlich waren Erving Goffmans Techniken der Eindrucks-

-
- 4 Schon um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hat die moderne Identitätsthematik das Bewusstsein mancher sozialen Gruppierungen erreicht: durch die Erosion des bisherigen Fortschrittsverständnisses (Krisenerfahrungen, Statusunsicherheit), durch die Ablösung stabiler Zeit- und Raumerfahrung (Urbanisierung, Eisenbahn), durch ein neues Bild des menschlichen Innenlebens, einschließlich seiner libidinösen Energien (Freud), durch politisch-ökonomische Machtverschiebungen (Arbeiterbewegung), durch ein insgesamt steigendes Kontingenzbewusstsein. Georg Simmel hat viele dieser Erfahrungen beschrieben, für das Identitätsproblem ist natürlich seine Beschreibung von Individualität (als jeweils besondere „Kombination unterschiedlicher sozialer Kreise“) essenziell. Georg Simmel: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot 1983. (= Georg Simmel: *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Herausgegeben von Günther Lüschen.)
- 5 Heiner Keupp: *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek: Rowohlt 1999.
- 6 Matthias Junge: *Ambivalente Individualisierung und die Entstehung neuer Soll-Normen*. In: *Individualisierungen*, S. 265–273, hier S. 265.
- 7 Einige weitere einschlägige Begriffe sollen kurz erwähnt werden. *Rollen*: Man spielt Rollen in bestimmten sozialen Sphären – „Vater“ in der Familie, „wissenschaftlicher Angestellter“ auf der Universität, „Wählerin“ im politischen Bereich; u. a. Ralf Dahrendorf schreibt im klassischen Bernsdorf-Wörterbuch: „Gesellschaft heißt, daß menschliches Verhalten nicht den Gesetzen der Zufallswahrscheinlichkeit folgt, sondern durch Normen geregelt erscheint. Soziale Normen betreffen den einzelnen aber stets in sozialen Positionen, also als Vater, Lehrer, Vereinsmitglied usw. Hier erscheinen sie als Erwartungen an das Verhalten, denen man sich nicht ungestraft entziehen kann. Es gehört also zu jeder Position gleichsam eine Schauspieler-R., eine Anweisung, wie wir sie auszuführen haben.“ Ralf Dahrendorf: *Rolle und Rollentheorie*. In: *Wörterbuch der Soziologie*. Herausgegeben von Wilhelm Bernsdorf. 2. Aufl. Stuttgart: Enke 1969, S. 902–904, hier S. 902. Das alles klingt nach Funktionalismus und/oder Homo Oeconomicus, und tatsächlich hat die klassische Soziologie den Anspruch hoher Konsistenz der einzelnen Lebenselemente erhoben (und manchmal wohl auch übertrieben): Jemand ist ein 50jähriger Rechtsanwalt, und das bedeutet, dass man vieles aus seinem Leben vorhersagen kann – Wohnungsstil, Urlaubsreise, bevorzugte Automarke, Restaurants usw. Diese Voraussagbarkeit hat in der Postmoderne wesentlich abgenommen. Nicht mehr alle älteren Rechtsanwälte leben in einer Wohnung mit



manipulation⁸ in erster Linie auf die Bewältigung der *Normalität* gerichtet; auf die Herstellung eines Arbeitskonsenses, der durch Nutzung bekannter Interpretations-schemata dem Verständnis des Alltags dient. Mit den Routinen kommt man aus, wenn man die anderen gut kennt und diese über einen Bescheid wissen. Dann ist vergleichsweise wenig Inszenierung nötig; und sie ist auch nur in bescheidenem Maße möglich, wenn man sich nicht lächerlich machen will. („Lieber Freund, spiel dich nicht auf, ich weiß ganz genau, was du kannst oder nicht kannst.“) Goffmans Inszenierungen beschreiben vorzugsweise Situationen, in denen Inszenierungen fast nicht notwendig sind; und selbst in diesen Situationen sind sie allgegenwärtig. In der Spätmoderne kommt ein darüber hinausgehender massiver Inszenierungsbedarf hinzu. Einerseits ist die Gesellschaft eine der ‚Fremden‘, weil sie vorwiegend von schwachen Bindungen (*weak ties*) und flüchtigen Begegnungen gekennzeichnet ist; dadurch erhöhen sich sowohl die Möglichkeiten als auch die Bedürfnisse zur Selbstthematisierung und Inszenierung. Andererseits wird der Verlust einer durch Position oder Weltanschauung gesicherten Subjektivität empfunden und durch verstärkte Anstrengungen zur Wiedergewinnung dieser Subjektivität beantwortet. „All die – oft verzweifelten – Bemühungen und Ideologien, die darauf abzielen, ein autonomes, ‚authentisches‘ Subjekt zu konstituieren und das Streben nach Subjektivität zu legitimieren, zeigen vor allem anderen, als wie tiefgehend schmerzlich der Verlust positional gesicherter Subjektivität empfunden wird.“⁹ Wir alle spielen Theater – das mag immer gegolten haben. Wir alle spielen fast nur noch Theater – das erhält in

Stilmöbeln, es kann sich auch um ein sehr modernes Design handeln. Manche kultivieren ihren Dreitagesbart – noch vor kurzer Zeit beinahe unvorstellbar. Nicht alle verbringen ihren Urlaub im Luxushotel, da mag es auch einen geben, der mit einer Harley-Davidson die amerikanische Westküste abfährt. Nicht alle leben in wohl-situierten familiären Verhältnissen, auch dort können Patchwork-Familien vorkommen. Zu den Rollen gibt es zudem konkurrierende Begriffe, beispielsweise Milieus, Lebensstile, Mentalitäten oder Sozialfiguren, die in bestimmte Konstellationen hineinführen. – *Sozialfiguren*: zeitgebundene historische Gestalten, anhand derer ein spezifischer Blick auf die Gegenwartsgesellschaft geworfen werden kann – sie übergreifen verschiedene Sphären. Es handelt sich um Optionen, mit denen sich der Einzelne als Subjekt modellieren und ausdrücken kann. Beispiele: Berater, Weltbürger, Dandy, Dilettant, Diva, Experte, Fan, Flaneur, Flüchtling, der Fremde, Fundamentalist, Hacker, Konsument, der Kreative, Manager, der Medienintellektuelle, Migrant, Narziss, Nomade, Simulant, Single, Spekulant, Spießer, Star, Terrorist, Tourist, Therapeut, Verlierer, Voyeur u. a. Vgl. Diven, Hacker, Spekulanten. *Sozialfiguren der Gegenwart*. Herausgegeben von Stephan Moebius und Markus Schroer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2010. (= edition suhrkamp. 2573.) – *Sozialcharakter*: der autoritäre Sozialcharakter Adornos oder der „außengeleitete Charakter“ von Riesman – es handelt sich eher um psychosoziale Dispositionen, nicht wie bei der Rolle um Funktionen im Rahmen einer äußerlich vorgegebenen Struktur.

- 8 Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag.* (The Presentation of Self in Everyday Life, ED 1959.) Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer. 4. Aufl. München; Zürich: Piper 1983; Erving Goffman. Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Herausgegeben von Robert Hettlage und Karl Lenz. Bern; Stuttgart: Haupt 1991. (= UTB. 1509.)
- 9 Hans-Georg Soeffner: *Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags 2.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 993.) S. 81.

der Postmoderne seine qualitativ neuen Aspekte, denn auch das Theatralische hat seine neue Qualität.

In dieser Situation steigen die Möglichkeiten zur *Täuschung*, sie werden durch steigenden Konkurrenzdruck nahegelegt oder erzwungen – auch in der Goffmanschen Rahmenanalyse gibt es Hochstapelei und Betrug, Intrige und Schwindel; aber auch Techniken der Entlarvung. Doch in der Spätmoderne entsteht eine *Bluffgesellschaft*, in der täuschende Inszenierungen erwartet und gefordert werden, ja selbst als Teil der individuellen Leistung gelten.¹⁰ Das ist eine interessante Schwelle: wenn bestimmte Formen von Bluff dann, wenn dieser als solcher offenkundig wird, nicht mehr negativ sanktioniert werden, sondern auf Anerkennung stoßen.

Pragmatisch müssen wir bei der Frage nach unserer Wirklichkeitserkenntnis allemal in Rechnung stellen, dass wir es mit *Menschen* zu tun haben, das heißt dass wir von ihnen nicht allzu viel erwarten dürfen: Menschen mit ihren Strategien und Intentionen, ihren Manövern und Arrangements, ihren Geschichten und Fantasien, ihren Täuschungen und Lügen, ihren Andeutungen und Legenden, ihren Verbiegungen und Ausreden.¹¹ Sie greifen nicht zuletzt deshalb zu diesen und anderen Instrumenten, um sich selbst zu schützen, darzustellen, zu stilisieren.¹² Die spätmoderne Gesellschaft ordnet sich durch ihre Theatralität.¹³ Wir fassen in der Folge die Wider-

-
- 10 Vgl. Manfred Prisching: *Das Selbst, die Maske, der Bluff. Über die Inszenierung der eigenen Person.* Wien: Molden 2009.
 - 11 Verleugnen, Vertuschen, Verdrehen. *Leben in der Lügengesellschaft.* Herausgegeben von Robert Hettlage. Konstanz: UVK 2003. (= Analyse und Forschung: Sozialwissenschaften.)
 - 12 Goffmans „Wir alle spielen Theater“ hat immer vorausgesetzt, dass sich alle von ihrer besten Seite zeigen wollen, und diese ist natürlich nicht identisch mit der wahren Identität. Anselm Strauss spricht in seinem Buch *Mirrors and Masks. The Search for Identity* (Glencoe, Ill.: Free Press 1959) davon, dass wir in der Interaktion mit anderen Masken benutzen, mit denen wir unsere Identität zum Ausdruck bringen wollen, und durch die Aktionen und Reaktionen der anderen, in denen wir uns wie in einem Spiegel sehen, wird unsere soziale Identität festgelegt. Robert Ezra Park verweist (in seinem Beitrag *Behind our masks.* In: *Survey Graphic* 1926, S. 135–139) gleichfalls darauf, dass das Wort „Person“ in seiner ursprünglichen Bedeutung eine Maske bezeichnet. In unseren „Rollen“ erkennen wir einander. In unseren Gesichtern und Verhaltensweisen tendieren wir dazu, uns dem Typus anzupassen, den wir verkörpern wollen. Die Maske sei deshalb in gewissem Sinne unser wahreres Selbst: jenes Selbst, das wir sein möchten. Die beiden Varianten gehen ineinander über: Die Vorstellung unserer Rolle werde zu unserer zweiten Natur und zu einem integralen Teil unserer Persönlichkeit. Im besten Fall funktioniert das – aber es muss nicht funktionieren. Die Kluft kann bleiben: Die Person kann darunter leiden (an ihrer lebenslangen Unzulänglichkeit) oder sie kann damit „spielen“ (als begabter „Trickser“).
 - 13 Hans-Georg Soeffner spricht von den (Selbst-)Darstellungsformen, die es erlauben, so viel Ordnung und Übersichtlichkeit in die zeitkritisch konstatierte oder beschworene „neue Unübersichtlichkeit“ zu bringen, dass wir uns in dieser ganz gut einrichten können. Er ist aber auch der Meinung, dass diese Gesellschaften stärker als andere „Beobachtungs- und Inszenierungsgesellschaften“ sind. „Die Darstellungsrepertoires und Darstellungsstile werden zu Insignien von Lebensstilen. Diese signalisieren ihrerseits nicht nur Konsumgewohnheiten, sondern auch die Zugehörigkeit zu kollektiven Lebens- und Werthaltungen.“ Gesellschaftliche Ordnung entsteht als ständig neu herzustellendes Sozialprodukt und als Darstellungsleistung jedes einzelnen Gesellschaftsmitgliedes. Soeffner, *Ordnung*, S. 8–9.



sprüchlichkeit, die in der Spätmoderne in vielen Lebensbereichen selbstverständlich geworden ist, in eine Reihe von Paradoxa.

Einzigartigkeits-Normalitäts-Paradoxon

Menschen entscheiden und handeln, sie schreiben sich selbst eine Verantwortlichkeit dafür zu,¹⁴ trotz aller Versozialwissenschaftlichung des Blicks auf die Gesellschaft.¹⁵ So sind auch die Menschen nicht einfach so, wie sie sind, weil sie eben so geboren wurden; vielmehr wissen wir um frühkindliche Prägungen, um lebenssteuernde Sozialisationsprozesse, um verzerrte Bildungskarrieren und dergleichen. Aber im Grunde ist die starke Botschaft der Moderne, ähnlich der Botschaft des amerikanischen Traums: *Du kannst werden, was du willst. Du kannst ein anderer werden. Alles ist möglich.*

Für die Person bedeutet dies den *Oktroy der jeweils eigenen Identitätsgestaltung*, die Zuweisung einer *Auto-Sozialisations-Aufgabe*: Jeder muss sich finden, sein wahres Selbst gestalten und entfalten, mit dem Ziel, seine Einzigartigkeit und Authentizität ans Licht zu bringen. Der Anspruch, seine Einzigartigkeit ans Licht zu bringen, wird natürlich immer als positive Ressource gesehen: Niemand soll seine ‚einzigartige Dummheit‘ zum Vorschein bringen. Die Ideologie der Einzigartigkeit unterstellt, dass dieser Vorgang immer zu einem guten Ende führt. (Noch kein Persönlichkeitstrainer hat die These vertreten, dass man vermeiden muss, die wahre Identität offenkundig zu machen.) Jedenfalls ist es ein so hoher Anspruch, dieses geheimnisvolle Innenleben zu einer abgerundeten Persönlichkeit zu transformieren, dass jeder am Versuch der Einlösung dieses Anspruchs *scheitern* muss. Denn es gibt ein Chaos äußerer Orientierungsmöglichkeiten, aber auch – gerade in den formativen Pubertätsjahren – das Chaos im eigenen Innenleben; und aus diesen beiden Verwirr-Situationen lässt sich kaum ein konventionelles, schon gar nicht aber ein

14 Mit dem Begriff Autonomie kann die Vorstellung gekennzeichnet werden, „dass Menschen, wenn sie handeln, dies in ihrem eigenen Namen tun. Eine soziale Konfiguration wiederum kann als ‚modern‘ bezeichnet werden, wenn der Gedanke der Autonomie in ihr weit verbreitet ist. Wenn nun – gängigen Auffassungen folgend, diese aber reinterprezierend – der Begriff des Subjekts mit dem der Autonomie verknüpft werden soll, dann muss dieser eine Vorstellung von selbstgewählter, ‚eigener‘ Kohärenz und Kontinuität der Person bezeichnen. Und ‚Moderne‘ – führen wir die Verknüpfung weiter – muss dann eine soziale Konfiguration benennen, in der die Vorstellung, dass Menschen sich ihre Lebensorientierungen selbst schaffen [...], verbreitet ist.“ Peter Wagner: Die Soziologie der Moderne und die Frage nach dem Subjekt. In: Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne. Herausgegeben von Heiner Keupp und Joachim Hohl. Bielefeld: transcript 2006, S. 165–185, hier S. 177.

15 Man könnte daraus noch ein *Zuschreibungsparadoxon* konstruieren, denn tatsächlich kommen beide Phänomene zur gleichen Zeit vor: einerseits der Anspruch, die Dinge selbst im Griff zu haben und entscheiden zu können, also die Hinnahme von ‚schicksalhaften‘ Ereignissen rundweg abzulehnen, andererseits die Zuweisung von Verantwortung an die ‚Gesellschaft‘, deren ‚Opfer‘ man doch letzten Endes zu sein behauptet. Man kann die beiden Interpretationsschemata auch jeweils situativ benutzen – wann immer einem das eine oder andere von Nutzen ist.

einzigartiges („reifes“) Selbst gestalten (auch nicht durch eine Reflexion, die selbst jeder Kategorien ermangelt).

Andererseits wäre die Einlösung der Einzigartigkeitsforderung, wenn sie denn wirklich ernst genommen würde, keineswegs erfolgsversprechend, sondern eher *dysfunktional*. Wirkliche Einzigartigkeit würde den Einzelnen aus der Gesellschaft hinauskatapultieren, ihn letztlich für die anderen unverständlich machen. Jede Art von Kommunikation und Bindung setzt Gemeinsamkeit voraus, und eine gewisse Anschlussfähigkeit soll – Originalität hin oder her – bestehen bleiben. Die Originalisierungsmöglichkeiten sind ja auch je nach gesellschaftlicher Platzierung unterschiedlich: Der Maler darf sich in seinem Bohème-Lebensstil anders präsentieren als der Wirtschaftsanwalt (etwa in der Verwendung der Kleidung); aber selbst im künstlerischen Bereich haben der Maler oder Schriftsteller größere Spielräume als der Dirigent oder sein erster Violinist (etwa in der Verwendung des Alkohols).

Die *Heroisierung der Individualität* läuft in den Widerspruch von Schopenhauers Stachelschweinen,¹⁶ die in der winterlichen Kälte ein Entscheidungsproblem haben: Vereinzelung wegen der wechselseitig unangenehmen Stacheln, dann Wahrnehmung von Distanzierung und Kälte, schließlich stärkere Nähe, und wieder von vorn. Originalisierung und Konformisierung sind ebenso zu balancieren. Die Stilisierung von Einzelkämpfern, Querdenkern, Sonderlingen und Genies ist nicht nur unrealistisch, eine billige Show; sie löst in Wahrheit auch Trotz und Traurigkeit, Verkrampfung und Einsamkeit aus, wenn so gut wie alle Personen hinter solchen Forderungen zurückbleiben oder die Isolierungsfolgen bei partiellem Erfolg wahrnehmen. Bei Personen, denen (zumindest ein Stück weit) positive Besonderheit attestiert wird, findet sich dann in Wahrheit hinter dem Non-Konformismus immer auch ein schönes Stück Konformismus.¹⁷ Die beiden Elemente befinden sich nicht nur in Spannung, vielmehr sind nicht nur die Muster der Anpassung, sondern auch die Muster der Individualisierung höchst konformistisch – man weiß, was man tun muss, um den anderen zu signalisieren, dass man ein origineller Mensch, ein Querdenker, ein intellektueller Geist, ein Zeitkritiker, eine Nachwuchshoffnung ist. Einzigartigkeit ist nur als *wohlkalkulierte Inszenierung* herstellbar, als eine Inszenierung, die für die anderen als solche erkennbar sein soll; und eigentlich wissen dies alle, auch wenn sie es nicht wissen wollen. Es ist eine Gesellschaft, die Individualität fordert, aber auch die passenden Individualisierungsnormen bereitstellt.

16 Vgl. Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften I. Herausgegeben von Wolfgang Freiherr von Löhneysen. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. (= Arthur Schopenhauer: Sämtliche Werke. Bd. 4–5.)

17 Vgl. Matthias Horx: Die neue Welt der ICHs? Zur Verteidigung des Individualismus gegen seine Kritiker und Freunde. In: Das individualisierte Ich in der modernen Gesellschaft. Herausgegeben von Gerd Nollmann und Hermann Strasser. Frankfurt am Main: Campus 2004, S. 198–204.



Findungs-Gestaltungs-Paradoxon

Im Selbstverständnis der Spätmoderne ist Identität nicht einfach als *Identifizierbarkeit* zu verstehen, sondern als Entfaltung von etwas Substantiellem – man kann seine Identität auch *verfehlen*. In diesem Sinne kann von Identitäten überhaupt nur dann gesprochen werden, wenn sie nicht als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt werden. Eine selbstverständliche, sich aufdrängende Identität liegt beispielsweise vor, wenn man sich dem Modell einer TINA-Identität verschreibt: *there is no alternative*. Selbstverständlich landen alle unbeholfenen Identitäts-Suchprozesse letzten Endes in der TINA-Ecke – was immer man sich zusammengesucht hat, soll als „Selbst im emphatischen Sinn“ imaginiert werden. Man kann nicht anders. Eine selbstverständliche, sich aufdrängende Identität liegt auch dann vor, wenn man das Problem als ein *romantisches* konzipiert – es gibt ein selbstverständliches Wissen um sich selbst; die Suche erübrigt sich, wenn man immer schon „weiß“. Absurd wäre es, wenn man anders könnte. Aber der Normalfall ist heute doch die Suche: Es muss verschiedene Varianten des je eigenen Modells geben, zwischen denen *Entscheidung* möglich ist. An die Stelle der stabilen, alternativlosen, bewusstlosen Identität tritt die jeweilige individuelle Selbstvergewisserung: Man muss sich selbst befragen, um zu sich vorzustoßen.¹⁸ Identität ist nicht mehr da, es braucht Arbeit.

Dennoch taucht im Kanon der zeitgenössischen Forderungen nach der Identitätsgewinnung ein Widerspruch auf. Identitätsarbeit ist einerseits ein *Gestaltungsproblem*, denn Identität muss *konstruiert* werden, auf reflexive und selbsterzieherische Weise.

18 Das Individuum macht eine zweifache Individualisierung durch: „Es wird angehalten, auf eigenen Füßen zu stehen, selbst zu denken und seine Einzigartigkeit zu zeigen. Gleichzeitig sieht es sich aber auch alleingelassen, denn soziale Bindungen lösen sich auf, feste Orientierungen verflüchtigen sich, und einzigartige Entscheidungen laufen ins Leere, weil für alles schon Muster vorliegen, die zu missachten nicht opportun ist, weil man sonst Anerkennung verliert. Die ursprüngliche Konnotation des Begriffs ‚Individualisierung‘, nämlich Einzigartigkeit gegenüber anderen zeigen zu wollen und zu dürfen, hat sich verschoben. In der ‚reflexiven Moderne‘, in der sich ihre eigenen Bedingungen gegen sie zu wenden beginnen, bedeutet Individualisierung, in vielen Fragen des eigenen Lebens auf sich allein gestellt zu sein. [...] Das Individuum behilft sich, indem es sich nie ganz und schon gar nicht für die Ewigkeit festlegt, sich mehr oder weniger elegant über die Runden bringt und die Frage, wer es in all diesem eigentlich selbst ist, nicht aufkommen lässt.“ (Abels, Identität, S. 242.) Die letztere Formulierung führt zu einem interessanten Problem: Das Individuum konstruiert ein Selbst, welches doch ein wenig im Ungefähren zu halten ist, einerseits im Sinne eines endlich dingfest gemachten Selbsts, bei dem man weiß, wie man mit ihm dran ist, andererseits im Sinne einer Verdrängung des eigentlichen Selbsts, das noch irgendwie ‚dahinter‘ zu liegen kommt – gleichsam ein Selbst als Arbeitshypothese, welches sich erst zu erproben und zu bewerten hat, ein Selbst, das allenfalls auch revidiert und modifiziert werden kann – so wie die Frage nach der eigentlichen Wahrheit in der Wissenschaftstheorie suspendiert wird, indem man sich zufrieden gibt (und geben muss) mit einer zunächst bewährten Hypothese, mit der man arbeiten kann, auch wenn sie niemals endgültig akzeptiert oder bewiesen werden kann, sondern immer revisionsoffen ist. (Man könnte schnoddrig sagen: Wenn diese Vorgangsweise für die durchaus erfolgreiche Wissenschaft funktioniert, dann wird es für die individuelle Identität auch noch reichen. Oder doch nicht?)

„Das Selbst wird in der zersprungenen Sozialwelt zum *reflexiven Projekt*.“¹⁹ Andererseits handelt es sich um ein *Such- oder Findungsproblem*, denn die wahre Identität soll in den Anlagen des einzelnen Menschen, durch die meditative Erkundung der eigenen Seele, gefunden werden. Man kann sich also einerseits frei entscheiden; aber andererseits ist dieses Selbst immer schon da: Selbstentfaltung als das Zutagefördern von etwas (latent) Vorhandenem.²⁰ Man muss werden, was man ist – aber das geht nicht von selbst.

Das Dilemma schimmert selbst in den Bildungshaus-Seminarankündigungen durch. Denn der Widerspruch kann individualistisch-pragmatisch aufgelöst werden: Man bedient sich gewisser Verfahren, um die Brücke vom noch nicht vorhandenen zum ganz gewissen eigenen Selbst zu bauen, etwa meditativer Praktiken oder lebensberatender Lektüre. Wenn man es nicht alleine schafft, dann stehen auch Beratungsinstitutionen und -personen zur Verfügung, um den Einzelnen auf Kurs zu bringen: „Es herrscht ein diffuser, aber diskursiv allgegenwärtiger Zwang zur Selbstverwirklichung, der die Nachfrage nach psychologisch-therapeutischen ‚Versicherungsanstalten‘ aufbläht und so zum schier unerschöpflichen Ressourcenquell wird für Lebensberatung und Daseinsfürsorge jeglicher Provenienz, Qualität und Reichweite.“²¹ Der florierende Lebensberatungs-Markt erweitert die Inszenierungsmöglichkeiten für das Selbst ungemein – denn die unterschiedlichen Programme und Schulen müssen ihre Versprechungen abliefern, sie müssen die persönlichen Probleme interpretieren und die Abhilfe schaffenden Therapien präsentieren, und vor allem müssen die brillanten Qualitäten der Berater markterweiternd vor Augen geführt werden. Es gilt ein Bewusstsein dafür zu erzeugen, dass es trotz des Gebots, sich selbst zu finden, gewissermaßen leichtsinnig ist, sich selbst mit sich selbst zu

19 Rolf Eickelpasch und Claudia Rademacher: Identität. Bielefeld: transcript 2004. (= Einsichten.) S. 22.

20 Da die spätmoderne Welt als ‚machbare‘ wahrgenommen wird, kann und darf der Gestaltungsmacht nichts entzogen bleiben, nicht einmal der eigene *Körper*. Die Körpertechnologien werden massenwirksam: „Von der Ernährung und Hygiene über das Fitnessprogramm, den Kontaktlinsen, der orthopädischen Einlage, der Zahnsperre, der Nasenbegradigung, der Fettabsaugung und der Bauchdeckenstraffung bis zu den chemischen und allmählich auch genetischen Maßnahmen zur Optimierung unserer Physis steht uns in dieser Hinsicht kulturell nachgerade alles zur Verfügung. Und in diesen verschönten und immer aufs Neue zu verschönernden Körper ‚designen‘ wir immer vorbehaltloser auch einen entsprechend präparierten Geist hinein. [...] Mit der zunehmenden Fragmentierung der Gesellschaft und der immer größeren Zahl an Optionen, sein Leben zu gestalten, werden die je eigenen – durchaus nicht selten idiosynkratischen – Entwürfe dessen, was sie sein wollen, für die Subjekte selber – und in der Masse dann auch für das gesellschaftliche Miteinander – immer relevanter.“ Ronald Hitzler: Mindsets. Postmoderne Deutungskonzepte zur Wissensverteilung unter Individualisierungsbedingungen. In: Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert „jenseits von Stand und Klasse“? Herausgegeben von Peter A. Berger und Ronald Hitzler. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 325–338, hier S. 326.

21 Ronald Hitzler: Sind die ICHs noch religiös? Ein kritischer Blick auf Säkularisierung und Individualisierung. In: Das individualisierte Ich in der modernen Gesellschaft. Herausgegeben von Gerd Nollmann und Hermann Strasser. Frankfurt am Main: Campus 2004, S. 69–89, hier S. 75.



beschäftigen, also sein eigenes Selbst dilettantisch zu entwerfen. Zur Unterstützung gibt es Professionelle.

Sinnverlust-Sinnfülle-Paradoxon

Identitätsfindung ist insbesondere durch den Mangel an „großen Erzählungen“ eine Überforderung. Die *Moderne* hat die vormodernen Sinnsysteme (insbesondere den religiösen Glauben) in wesentlichen Hinsichten zerstört, die *Postmoderne* zerstört die Deutungsansprüche der modernen Ideen: etwa den Sozialismus, die Aufklärung und die Wissenschaft. Enttraditionalisierung und Freisetzung – alles Ständische und Stehende verdampft. Funktionale Differenzierung der Gesellschaft – die alltägliche Lebenswelt zersplittert in nicht mehr zusammenhängende Fragmente, die erst durch aktive Konstruktion wiederum miteinander gekoppelt werden müssen (und in vielen Fällen gar nicht gekoppelt werden können). Kulturelle Pluralisierung – irgendwie lebt man in vielen ‚Welten‘ zugleich. Da lassen sich bloß die ‚kleinen Ideologien‘ zusammenfischen, vom Vegetarismus bis zum Feminismus, sie sind zahlreich, aber sie reichen nicht weit, auch wenn sie – rührenderweise – verschiedentlich zu lebens- oder welterklärenden Modellen aufgeblasen werden.

Einerseits herrschen allenthalben rege Suchprozesse nach Sinnstiftungssystemen, aber da ist nicht viel zu finden, gegenüber dem die bloße Übernahme (das Einordnen, der Gehorsam, das Bekenntnis) nicht verweigert würde – das widerspräche der *choice*-Ideologie. *Gehorsam* kann in der Postmoderne nur noch mit dem Zusatz „blinder Gehorsam“ wahrgenommen werden, und diesen lehnt man vehement ab. Ein *Bekenntnis* kann man noch dann abgeben, wenn es sich um jene Banalitäten handelt, auf die ihre Vertreter so stolz sind (wie Menschenwürde und Menschenrechte, Demokratie und Toleranz²²); ansonsten wird jedes Bekenntnis, welches als solches schon hochverdächtig ist, lieber rasch in den Bereich des „Kritischen“ transferiert – man ist also, wenn es schon der „Christ“ sein muss, wenigstens ein „kritischer Christ“.²³ Man will ja nicht ein bloßer „Mitläufer“, ein „Jünger“, ein „Nachplapperer“ sein.

22 Diese Bekenntnisse sind fantastische Möglichkeiten, einen *mainstream*-Kritizismus auszuüben. Darunter ist die Selbst-Stilisierung als Kritiker, als beinahe schon revolutionärer Mensch, zu verstehen, weil man doch gegen Autoritarismus und gegen Diktatoren, gegen Engstirnigkeit und beschränkten Horizont, gegen Diskriminierung und Exklusion auftritt und sich dabei aller großen Gesten bedienen darf – im Wissen freilich darum, dass niemand im Publikum irgendwelche anderen Auffassungen vertritt, denn wer sollte schon für totalitäre Systeme und für Diskriminierung sein? Es handelt sich eher um eine kollektive emotionelle Stimulierung und die Herstellung eines gemeinsamen Wohlgefühls, welches allerdings für den Sprecher durchaus Reputationsgewinn und Karrierepotenzial bedeuten kann.

23 Natürlich sei für Leserinnen und Leser, die solche Bemerkungen allzu schnell zu verstehen und zuzuordnen geneigt sind, sicherheitshalber vermerkt, dass dies kein Lob eines blinden Gehorsams oder eines blind-klerikalen Christentums bedeutet; schließlich hat gerade die katholische Kirche mit ihrer Interpretation einer Gehorsamspflicht ihres Personals und Fußvolks, die bis in die Diskussionsverweigerung von Seiten der Hierarchie reicht, ein Problem; und zwar ein Problem, welches sie aus dieser Welt gewissermaßen hinausfallen lässt,

So bleibt dem Einzelnen nur, aus den vorüberfliegenden ideologischen Fetzen das eine oder andere Stück zu erhaschen und für sich selbst zur Anwendung zu bringen. Daraus lässt sich kein Identitäts-Gehäuse mehr basteln, nur noch ein *crazy quilt*. Tatsächlich ist es eine Identitätsbastelarbeit, eine „Bastelexistenz“²⁴ – sich seinen Lebenssinn zusammenbasteln meint, sich irgendwie einen Reim zu machen auf seine eigene Identität – und der Reim mag durchaus holpern. Man handelt sich damit natürlich permanente Scherereien mit sich selbst ein, zumindest einen anhaltenden Reflexions- und Wiederreflexionsbedarf. „Eine Person, die einen Stil produziert [und dies ist für die äußere Präsentation von Identität erforderlich], zeigt damit an, dass sie sich in Distanz zu sich selbst und ihrer sozialen Umgebung setzt, d. h., dass sie auch sich selbst beobachtend und interpretierend gegenübertritt.“²⁵

Andererseits gibt es eine Fülle von konkurrierenden Sinnsystemen. Das Versickern der Sinnstiftungsquellen hat paradoxerweise nicht mit ihrer Verknappung, sondern mit einer enormen *Konkurrenz zahlreicher Sinnanbieter* zu tun. Man kann unter Angeboten wählen und würde sich gegen jedes Ansinnen wehren, durch das Entscheidungen beschränkt oder eliminiert würden. Die Vielfalt relativiert jedoch. Da man sich entscheiden kann, mindert das Wissen darum die Kraft eines jeden Sinnangebotes:

„Die aus Zustimmung wie aus Ablehnung erwachsende Sicherheit gegenüber wechselnden Rand- und Rahmen-Bedingungen entleert sich in die *verunsichernde Sicherheit*, unter allen Umständen sowohl zustimmen als auch ablehnen zu können. So gesehen erscheint quasi *jede* Stellungnahme zur Welt im Konkreten lächerlich – allein schon durch ihren dezidierten Anspruch. Und zugleich erscheinen *alle* Stellungnahmen zur Welt prinzipiell verlockend in ihrer je eigenen (sinnlich-sinnlosen) Ästhetik.“²⁶

in einen Obskurantismus, dessen selbstschädigende Wirkung offensichtlich in den inneren Zirkeln nicht wahrgenommen wird. Es geht also nicht darum, den „kritischen Christen“ wegen seiner Kritik zu kritisieren, sondern um den schlichten Befund, dass das schlichte Bekenntnis zum Glauben verschiedentlich als Ausdruck geistiger Schlichtheit verstanden wird, noch ehe man sich des Näheren mit den wirklichen Dimensionen des Problems auseinandergesetzt hat. Wenn Charles Taylor 1.300 Seiten aufwendet, um die Möglichkeit eines Glaubens zu denken, so ist er kein umständlicher Mensch. Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter. Aus dem Englischen von Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009.

24 Ronald Hitzler und Anne Honer: Bastelexistenz. In: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Herausgegeben von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994. (= edition suhrkamp N.F. 816.) S. 307–315; Ronald Hitzler: Die Bastelgesellschaft. Modelle der Gegenwartsgesellschaft. Herausgegeben von Manfred Prisching. Wien: Passagen 2003. (= Reihe Sozialethik der Österreichischen Forschungsgemeinschaft. 7.) S. 65–80; Manfred Prisching: Beipackzettel für Bastelexistenzen. In: Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler. Herausgegeben von Anne Honer. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 179–195.

25 Soeffner, Ordnung, S. 81.

26 Hitzler, Ichs, S. 78.



Man ist zwar ein Banker, geht aber trotzdem zu Ostern eine Woche ins Kloster, zum Zwecke des Meditierens. Man könnte sich eine neue Frisur zulegen, vielleicht in der Art wie die sympathische englische Kate? Die Stellungnahme zur Welt bleibt nicht in ein konsistentes Rahmenwerk eingebettet, sie ist spontan und emotionell – aber natürlich nimmt man Stellung, denn man fühlt sich auch beim Stellungnehmen wohl, bei der großen Geste, bei der ungefährlichen Empörung. Die Griechen sollte man „hinauswerfen“, nicht wahr? Und eine europäische Transaktionssteuer einführen – oder wie das Ding heißen mag. Und diese Auslands-Stiftungs-Steuerhinterzieher alle enteignen... Was unter ‚politischem Engagement‘ verstanden wird, ist ja durch die neuen Technologien nicht mehr aufwendig, sondern höchst bequem zu bewerkstelligen – ein Klick auf den „Gefällt“-Button, eine Unterschrift auf der elektronischen Protestliste erledigt die ‚gute Tat‘ des Tages. Falls man noch einem empirischen Sozialforscher in die Arme läuft, gar face-to-face, darf dieser die erfreuliche Survey-Botschaft mit nach Hause nehmen, dass die Jugend, wie sie es ihm in den Fragebogen diktiert hat, politisch interessiert und engagiert ist – und die Sozialforscher glauben solche Bekundungen auch noch.

Das alte Unbehagen an der Gesellschaft (im Sinne Sigmund Freuds) resultierte aus repressiven Mechanismen, das neue Unbehagen an der Gesellschaft (etwa im Sinne Ralf Dahrendorfs) resultiert aus einem Übermaß an Freiheit, aus der *Imbalance zwischen Optionen und Ligaturen*.²⁷ Ligaturen, Bindungen, Einbettungen, Kontinuitäten, Obligationen – das ist die alte Welt. Im Zeitalter einer Globalisierung des Bewusstseins, in der Epoche einer weltweiten Verbreitung kognitiver und normativer Elemente durch überlange Informations- und Handlungsketten²⁸ besteht geistige Offenheit für die Optionsvielfalt. Natürlich bleibt die Lebensgestaltung des Einzelnen in eine Vielzahl von Vorgaben und Kontrollen eingebaut, aber diese legen im Unterschied zur traditionellen Gesellschaft nicht mehr Normalbiografien²⁹ fest, vielmehr wird jeder Einzelne zum „biografischen Planungsministerium“ seiner selbst – auch wenn alle Planungen scheitern. Auch am Verlauf des eigenen Lebens kann man sich nicht mehr festhalten, an der normalen Berufs- und Familienkarriere. Alles kann immer anders sein. Das bedeutet für den Einzelnen einen permanen-

27 Vgl. Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag 1994; Ralf Dahrendorf: Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. (= Suhrkamp Taschenbuch. 559.) Peter L. Berger, Brigitte Berger und Hansfried Kellner: Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt am Main; New York: Campus 1975. (= Reihe Campus. 1016.)

28 Vgl. Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978–79. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 158. 159.)

29 Katharina Ley: Von der Normal- zur Wahlbiographie? In: Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Herausgegeben von Martin Kohli und Günther Robert. Stuttgart: Metzler 1984, S. 239–326.

ten Entscheidungsdruck – ohne Entscheidungskriterien zu haben.³⁰ Da sind keine festen Konturen mehr, es bleibt nur Theater. Kein Weg, sondern ein Zickzackkurs. Man kann sein Leben nicht mehr planen, sondern nur noch spielen.

Originalitäts-Typisierungs-Paradoxon

Die intensive Beschäftigung mit sich selbst ist Voraussetzung der Selbst-Konstruktionsarbeit, die in einer besonderen, reifen Persönlichkeit münden soll.³¹ In der Praxis ist die Suche nach der Originalität eine nach der Typisierung: „Welcher Typus bin ich?“ Welcher Sextypus, Partnertypus, Kleidungsstypus, Frisurtypus, Urlaubstypus, Haustiertypus? Da geht es um die Lebensstile, Muster, Masken. Um die Mode, die relevanten Peer-Groups, die Jugendszenen. Da die Inszenierungen anspruchsvoller geworden sind, bedarf es eines enormen Stilisierungs-Know-hows, und man muss, wenn man schon keinen „Typ-Berater“ engagieren kann, auf den reichen Markt der Lifestyle-Zeitschriften zurückgreifen, um sich sachverständigen Rat zu holen für die persönliche Stil-Konfiguration – auf dass man sich glaubhaft als gruppenkonformes Mitglied einer Gruppe von Nonkonformisten³² darstellt.

Die Einzigartigkeit landet also de facto rasch beim *Typus* (der definitionsgemäß nicht einzigartig ist).³³ Soweit Identitäten zustande kommen, sind sie (nach wie vor)

-
- 30 In vielerlei Hinsicht hat man es mit verwirrenden, heterogenen, inkonsistenten Dimensionen zu tun. Globalisierung allein bedeutet die Verbindung bzw. Nutzung kultureller Elemente, ohne dass eine entsprechende kulturelle Kompetenz besteht. (Man kann die chinesische Küche mögen, ohne sich ansonsten mit der chinesischen Kultur zu beschäftigen.) Freilich steht dem wieder eine gewisse Homogenisierung durch Verwestlichung bzw. Amerikanisierung entgegen, denn der amerikanische Stil ist in Wahrheit der globale; dadurch kommt es zur Angleichung von Lebensstilen quer über die Welt. In vielen Fällen kommt natürlich die dritte Variante zum Zug: Synkretismus, hybride Formen, Kreolisierung. Dabei scheint die gastronomische Dimension einen Diffusionsvorsprung zu haben, fast alle Stile werden genutzt (mit Ausnahme der diversen Insekten-Speisen aus dem asiatischen Raum).
- 31 Die klassische Konzeption der Identität in den Sozialwissenschaften: „Identität‘ erscheint hierbei als eine Art Kernstruktur des Subjekts, die im Laufe der Sozialisation schrittweise aufgebaut wird und sich im Fall einer gelungenen Identität stabilisiert und verfestigt – das Individuum wird konsistent, reif und damit zugleich autonom. Gelingt dieser Reifungsprozess nicht, so droht eine Auflösung des Subjekts, die anomische Züge trägt und auf einen Verlust der Mitte, auf eine Zersplitterung des Selbstbildes hinausläuft.“ Heiner Keupp und Joachim Hoh: Einleitung. In: Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne. Bielefeld: transcript 2006, S. 7–28, hier S. 10.
- 32 Vgl. Soeffner, Ordnung, S. 80.
- 33 Der in den Zeitgeist-Zeitschriften verwendete Begriff des Typus („Welcher Typ bin ich?“) entspricht weitgehend dem, was in sozialwissenschaftlichen Schriften als „Stil“ verhandelt worden ist. „Stil als eine spezifische Präsentation“, so sagt Hans-Georg Soeffner, „kennzeichnet und manifestiert die Zugehörigkeit eines Individuums nicht nur zu einer Gruppe oder Gemeinschaft, sondern auch zu einem bestimmten Habitus und einer Lebensform, denen sich diese Gruppen oder Gemeinschaften verpflichtet fühlen.“ Der Stil ist vor allem anderen „eine Beobachtungsleistung und Beobachtungskategorie. Innerhalb der menschlichen Gesellschaft, die immer schon eine Gesellschaft von Beobachtern ist, wird Stil produziert, um beobachtet zu werden [...]. In dieser Hinsicht kann ‚Stilisierung‘, das ‚Styling‘, begriffen werden als Bündelung beobachtbarer Handlungen, die ausgeführt werden, um



als Vermittlung zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen, auch zwischen der Individualität und dem gemeinsamen Interesse, zu verstehen. Als Identifizierung (mit einer bestimmten Gruppe, einem Stil, einem Muster), zugleich als Abgrenzung von anderen Personen und Gruppen. Wenn man sich selbst definieren kann, kann man auch definieren, wie man nicht ist. Die Spielräume sind aber auch in der Ausfüllung einer Rolle größer geworden – während man sich das rollentypische Verhalten nicht selbst zurechnen lassen muss, gilt dies sehr wohl für Motive, Argumente, Handlungen, die nicht stringent aus einer Rolle heraus ableitbar sind bzw. in den individuellen Spielraum fallen.

Auch die Mode steht in einer oft nicht wahrgenommenen Spannung – denn grundsätzlich ist eine Identität, die sich in bestimmter Kleidung und in bestimmten Accessoires ausdrückt, eine Schwerfälligkeit, die mit dem Modebewusstsein nicht kompatibel ist. Mode bedeutet: Man kleidet sich in die Farbe und den Stil des heurigen Jahres, was immer man auch im Vorjahr getragen hat und im nächsten Jahr tragen wird. Auch dabei das Spielerische: Das eigene Selbst ist nicht unveränderlich, sondern ist in der Lage, in einer wandelbaren Welt den jüngsten Trend zu entdecken und sich anzueignen.³⁴ Auch in diesem Spiel lösen sich soziale Zuordnungen auf: Man ist sich nicht immer sicher, ob die Person im Seitenblicke-Bericht der Welt der Prostitution oder der Zweit-Liga-Prominenz zuzuordnen ist. Jüngere Manager kommen daher, als ob es sich um Models oder Heiratsschwindler handelte. Künstler haben die Phase der einheitlich schwarzen Kleidung hinter sich gelassen und treten eher als Clochards auf. Freilich soll man die Beliebigkeit auch nicht übertreiben: Punks mit Irokesen-Frisur werden im Bankmanagement nicht reüssieren.

Identität setzt voraus, dass man existiert; man existiert nur, wenn man wahrgenommen wird; und in einer elektronifizierten Kommunikationsgesellschaft ist nicht nur die Wahrnehmbarkeit prekär, gleichzeitig steigen die Wahrnehmungsansprüche. In einer „Aufmerksamkeitsökonomie“³⁵ ist das kein trivialer Befund.

Erstens: Wer ich bin, muss den anderen Individuen auf verstehbare Weise mitgeteilt werden. Immer schon war es unerträglich, unbeachtet zu bleiben, doch in der Gesellschaft der Ereignisse und Sensationen, der elektronischen Kommunikationen und visuellen Botschaften gilt dies umso mehr. Das unbeachtete Sein ist gewisser-

eine einheitlich abgestimmte Präsentation zu erzielen.“ (Soeffner, Ordnung, S.78.) Für Soeffner zielt allerdings diese Stilisierung auf ein einheitliches Ganzes, auf Einheitsstiftung, auf Homogenisierung, auf die Gestaltung einer „Gestalt“ – und das ist in der Spätmoderne immer weniger der Fall, weil es zum einen nicht erreichbar ist, zum anderen aber auch immer weniger angestrebt wird.

34 Nur ein kleiner Akzent bleibt übrig: sich jene Modestile aus dem breiten Angebot anzueignen, die ‚zu einem selbst passen‘ – von denen einem vermittelt worden ist, dass sie dem besonderen ‚Typus‘ entsprechen; und vielleicht ein kleines originelles Accessoire draufzusetzen.

35 Georg Franck: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. 3. Aufl. München; Wien: Hanser 1998; Kristina Nolte: Der Kampf um Aufmerksamkeit. Wie Medien, Wirtschaft und Politik um eine knappe Ressource ringen. Frankfurt am Main: Campus 2005.

maßen ein Nicht-Sein. Selbstthematization erfolgt heute vor allem „öffentlich und expressiv, mit möglichst vielen Zuschauern bzw. vor möglichst großem Publikum“ – und sie muss durch „das enge Nadelöhr der öffentlichen Aufmerksamkeit, die als knappste Ressource aller Waren in der politischen Ökonomie der Postmoderne gelten kann.“³⁶ Die frühere Moderne war durch die Angst gekennzeichnet, *überwacht* zu werden, die späte Moderne ist jedenfalls von der Angst gekennzeichnet, *übersehen* zu werden – nicht die kontrollierende, sondern die indifferente Gesellschaft wird gefürchtet. Es ist deprimierend, vom großen Bruder nicht beachtet zu werden. Wenn man schon sonst nicht ins Fernsehen kommt, dann wird man wenigstens von der Überwachungskamera abgebildet.

Zweitens: Jede Beachtung macht zur gleichen Zeit verwundbar, angreifbar, kritisierbar; damit geht man ein Risiko ein. Jeder, der sich äußert, der auftritt, der sich exponiert, läuft den Böswilligen ins Messer, ruft den Zorn der Neidigen hervor, wird zum Reibebaum für die Profilierungssuchenden – man betrachte die Blogs großer Zeitungen, diesen Tummelplatz von Gemeinheiten und Vorurteilen.

Daraus lässt sich drittens ableiten: Die kommunikative Selbstpräsentation in der Öffentlichkeit muss zugleich immer eine immunisierungssensible Maskierung, Inszenierung, Darstellung sein. Die Exponierung des Selbst muss von Absicherungsmaßnahmen begleitet werden. Allein deshalb steigt der Theatralisierungsgrad an, der Trend zur Bluffgesellschaft gewinnt an Fahrt. Jede Äußerung und Darstellung muss gegen Angriffe, Verzerrungen, Bosheiten nach Tunlichkeit abgepolstert werden – kein Wunder, dass Politikerreden, die diesem Mechanismus in besonderer Weise ausgesetzt sind, keine Musterbeispiele für Originalität sind.

Wenn die eigene Besonderheit *signalisiert* werden soll, muss mit dem Verständnishorizont des Publikums gerechnet werden. Die anderen müssen verstehen, was ich bin und was meine Besonderheit ist – und sie werden es trivialerweise nur verstehen, wenn meine Signale *verstehbar* sind. Deshalb muss ich jene Signale benutzen, die alle benutzen, die den anderen ihre Einzigartigkeit mitteilen wollen. Es gibt ein paar *typisierte Einzigartigkeiten*, und an diese Muster muss man sich halten, wenn man nicht an die Peripherie geraten möchte, also als Exot oder Spinner dastehen will. Dem Oxymoron entkommt man nicht. Auch bei dieser Aufgabe gibt es natürlich soziale Differenzierungen. In manchen Kreisen wird die individuelle Besonderheit stilisiert, wenn man in das Pauschal-Resort in der Karibik fliegt, in anderen, wenn man in Zentralafrika auf Elefantenjagd geht; in manchen, wenn man den Wiener Opernball besucht, in anderen, wenn man über eine Kollektion von Oldtimern verfügt, in wieder anderen ist die klassische (und etwas billigere) Toskana-Rotwein-Variante immer noch gültig oder das im eigenen Garten anzuschlagende Bierfass. Anderswo ist der Besuch des Hiphop-Konzerts oder eine tatsächliche Freundschaft mit dem Star-Fußballer ein wesentliches Signal.

36 Schroer, Individualisierung, S. 280.



Gemeinschafts-Vergemeinschaftungs-Paradoxon

Das vormoderne Individuum ist an *Zugehörigkeiten* interessiert – es definiert sich als Mitglied einer Religion, einer Zunft, eines Standes, einer Klasse. Erst ab dem 17. und 18. Jahrhundert entsteht die Individualität als jeweilige Besonderheit: die *individuelle Individualität*.³⁷ Selbstthematizierung wird zum Thema, insoweit man vom allgemeinen Schema abweicht, eine Begründung für Auffälligkeiten benötigt, seine Eigenart eben nicht einfach aus der Gemeinschaftszugehörigkeit ableitet. Der Zugehörigkeitsverfall meint also die Auflösung von Gemeinschaften, Entbettung, Autonomisierung; eine Verschiebung von der Wir-Identität zur Ich-Identität.³⁸ Die „Kinder der Freiheit“³⁹ bleiben allein. Das ist fein, denn in ihrer Alleinheit können sie immer selbst und spontan entscheiden.

Zugehörigkeiten bestehen nach wie vor, aber es sind viele Zugehörigkeiten (zu Systemen, Institutionen, Organisationen), zwischen denen nicht unbedingt ein notwendiger Zusammenhang besteht – es sind alles bloß flüchtige Kontakte. Personen begegnen sich bei vielen Anlässen nur mit geringen Ausschnitten ihrer Identität. Da kann man mit der gewohnten Friseurin über alles Mögliche plaudern, deswegen wird sie nicht unbedingt am Wochenende auf das Kind aufpassen. Da kann man sich mit einem klugen Buchhändler über die Lektüre austauschen, aber er wird deswegen nicht zur Verfügung stehen, wenn man beim Übersiedeln Hilfe benötigt. Die entscheidende Frage ist: Wer hilft, wenn man Hilfe braucht? Tatsächlich bleiben dann nicht viele Leute übrig. Man hat alltäglich viel mehr Interaktionen, aber es bleibt bei der Ent-Gemeinschaftlichung.

Da die Sehnsucht nach der Gemeinschaft bestehen bleibt, ist eine Reduktion der unübersichtlichen Szenerie durch die temporäre Integration in kleineren Gruppen ein Ausweg. Diese Kleingruppenstrategie hat eine intensiv-dauerhafte und eine extensiv-temporäre Variante. Die erste Variante läuft auf eine Art von *fundamentalistischer Versenkung* hinaus. Dabei muss man nicht nur an religiös-esoterische Gruppen oder Sekten denken, es kann sich auch um bestimmte Milieus (Fußballanhänger, rechtsradikale Gruppen) oder Vereine (Fanclubs) handeln. Voraussetzung ist nur, dass ein bestimmtes ideologisches Moment, welches die Zugehörigkeit definiert, nicht nur als zeitweilige Unterhaltung verstanden wird, die mit dem sonstigen Leben nichts zu tun hat, sondern als (weitgehend) lebensbestimmende Kategorie. Wenn man sich eine Lederkluft für das Hardcore Metal-Konzert besorgt hat, dann ist diese Entscheidung von anderer Qualität als der Kauf einer Kinokarte für den nächsten

37 In der Kunstgeschichte werden unterschiedliche Phasen stereotyper und individualisierter Darstellungen unterschieden, schon ab dem 15. Jahrhundert beginnt sich die moderne Individualisierungsentwicklung abzuzeichnen, die aber erst zwei bis drei Jahrhunderte später in soziale Massenwirksamkeit umgesetzt ist.

38 Vgl. Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007. (= suhrkamp taschenbuch. wissenschaft. 974.)

39 Kinder der Freiheit. Herausgegeben von Ulrich Beck. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997. (= Edition Zweite Moderne.)

Bruce Willis-Film.⁴⁰ Wenn man sich für eine vegane Lebensweise entschieden hat, dann beruht diese Entscheidung auf einer grundsätzlichen Weltansicht, die auch für andere Handlungsentscheidungen von Bedeutung ist und nicht nur für eine leichte Modifikation der Einkaufsliste im Supermarkt. (Die Zahl der überzeugten Veganer, die einen Porsche oder ein Rennpferd besitzen, dürfte sich in Grenzen halten.)

Die andere Variante zielt auf eine *temporäre posttraditionale Vergemeinschaftung*. Es handelt sich um zeitlich begrenzte Massenvereinigungen, die durch ein gemeinsames Ziel, eine gemeinsame Idee oder ein Erlebnis ins Leben gerufen werden. An diesem Event⁴¹ hat man nicht nur als Person Anteil, man geht allenfalls sogar in der Masse auf. Man nimmt teil am Papstbesuch, zusammen mit anderen Gläubigen, und man empfindet ihn als *gemeinsame* religiöse Erfahrung. Man besucht das Popkonzert der bewunderten Gruppe, das ganze Publikum versetzt sich beinahe in einen *ekstatischen* Zustand. Man muss zum Derby in das Fußballstadion, in die richtige Ecke mit den richtigen Farben; und mit den anderen gemeinsam brüllt man und schweigt, ist euphorisch oder todtraurig. Für alle diese Vergemeinschaftungen gilt, dass man die Individualität, das Alleinsein, für eine Zeit lang vergessen kann, dass man aber dennoch nach dem Ende der Veranstaltung keine weiteren Verpflichtungen oder Bindungen hat, dass man keinen Aufwand treiben muss. Man kann heimgehen, spontan sein, die Türe hinter sich zumachen, tun, was man will.⁴²

Beide Varianten haben einen Schönheitsfehler: Sie leisten nicht, was eine klassische Gemeinschaft geleistet hat.⁴³ Die Freunde aus der Hardcore Metal-Gruppe helfen nicht, wenn man das Kleinkind über Nacht irgendwo unterbringen muss, und die Fußballfreunde helfen nicht bei der Pflege der Großmutter. Der zeitweilige Ausstieg aus der Individualität, die kollektive Versenkung – das schaut auf den ersten Blick bequem aus, ganz im Einklang mit den Botschaften der Postmoderne; aber im Ernstfall wird die Beschaffenheit der Situation als Substitut, als unernsthafte Community, spürbar. Denn wenn man zuhause die Türe hinter sich zugemacht hat, kann man zwar spontan sein, aber was heißt das schon? Man kann spontan den Fernseher aufdrehen oder sich spontan ein paar Flaschen Bier eingießen; aber

40 Nur in Ausnahmefällen wird eine derartige Verkleidung als ein von anderen Lebensbereichen abgetrenntes Segment verstanden, im Allgemeinen steckt eine allgemeine Lebensauffassung und Lebensprägung dahinter.

41 Events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Herausgegeben von Winfried Gebhardt, Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer. Opladen: Leske & Budrich 2000. (= Erlebniswelten. 2.)

42 Vgl. Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Herausgegeben von Ronald Hitzler, Anne Honer und Michaela Pfadenhauer. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008. (= Erlebniswelten. 14.) Manfred Prisching: Paradoxien der Vergemeinschaftung. In: Ebenda, S. 35–54; Megaparty Glaubensfest. Weltjugendtag. Erlebnis – Medien – Organisation. Herausgegeben von Winfried Gebhardt [u. a.]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007.

43 Vgl. Ferdinand Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. 8. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991. (= Bibliothek klassischer Texte.)



man kann niemandem erzählen, dass sich der Zustand der Lendenwirbelsäule verschlechtert. „Der moderne Traum vom selbst versorgten Subjekt errichtet [...] die illusionäre Konstruktion vom autonomen Subjekt.“⁴⁴

Stabilitäts-Flexibilitäts-Paradoxon

Die *narrative Identität* – seine Person und sein Leben als eine Geschichte erzählen können – bildet sich nicht in einem fiktionalen Raum, sondern in einem Prozess, der Interaktionen und Imaginationen, Ereignisse und Routinen, Selbstgespräche und Konflikte, Texte und Bilder einschließt. Immer handelt es sich um eine *vorläufig hergestellte Normalität*, die allerweil prekär ist, also durch Erfahrungen oder Begegnungen erschüttert werden kann. Es wird ein bis auf weiteres gültiger Konsens festgelegt, sich selbst und anderen gegenüber, doch mit seiner *partiellen Revision* ist immer zu rechnen. Wir geraten damit in das Problem der Zeitlichkeit.

Auch dieses Problem lässt sich in der Spätmoderne zuspitzen. Einerseits bedeutet Identitätssuche einen Prozess, in dem die *Bestimmung und Stabilisierung einer einzigartigen Identität* erfolgen soll. Wenn alles jederzeit offen gehalten werden soll, kann man nicht von einer Identität sprechen. Wir geraten in die Nähe pathologischer Zustände, wenn wir nicht in der Lage wären, eine *Geschichte zu erzählen*, die unsere Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet und Aspekte der Zukunft beinhaltet. Identität muss beschreibbar und abgrenzbar sein, sie kann nicht nach der Methode verfahren: Was schert mich mein Gerede von gestern?

Andererseits wird die spätmoderne Gesellschaft als so turbulent beschrieben, sowohl in synchroner als auch in diachroner Perspektive, *dass Identität flexibel und anpassungsfähig* gehalten werden muss – Richard Sennett sagt, ein flexibler Mensch sei gefragt; Zygmunt Bauman meint, ein liquides Ich in einer flüchtigen Gesellschaft mache den Gegenwartstypus aus.⁴⁵ Es war eher die abgelaufene Moderne, in der das Problem der Identität darin bestanden hat, ein stabiles und dauerhaftes Selbst zu konstruieren; in der flüchtigen Gesellschaft der Spätmoderne jedoch geht es um die Vermeidung jeder Festlegung: sich vor langfristigen Bindungen hüten, nicht festgelegt sein, keinem Menschen und keiner Sache Treue schwören; leben im Augenblick; die Zeit in selbstständige Episoden fragmentieren.

Allgegenwärtige Turbulenz macht *Identitätsveränderung* und *Identitätsentwicklung* erforderlich – wenn alles anders wird, muss man auch selbst *anders werden*; man würde sich sonst vom aktuellen Leben abkoppeln. Aber auch ein zweites Element spielt für die Liquidisierung der Identität eine Rolle, nämlich der *Anspruch* auf Entscheidbarkeit, auf Selbstentscheidung, der immer auch einschließt, dass man sich *umentscheiden* kann: Apple statt Microsoft, blondes statt braunes Haar, cool statt

44 Soeffner, Ordnung, S. 82.

45 Vgl. Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. (The Corrosion of Character, ED 1998.) Aus dem Amerikanischen von Martin Richter. 7. Aufl. Berlin: Berlin Verlag 1998; Zygmunt Bauman: Liquid Modernity. Cambridge: Polity Press 2000.

lieblich, große statt kleiner Brüste – also auch Entscheidungen über den eigenen Stil, das eigene Leben, die eigene Identität. Auch wenn es sich um die eigene Festlegung handelt, ist es eine Festlegung; auch die eigene Entscheidung schließt andere Wege aus. Die theatralischen Möglichkeiten werden offen gehalten, solange man sich nicht festlegt oder entscheidet – auch in Bezug auf die eigene Identität. Denn was hätte man alles werden können ...? Aber ein Selbst, welches immer auch ganz anders angelegt werden könnte; ein Selbst, dessen Eigentlichkeit zwar gefunden zu sein scheint, aber doch immer nur vorläufig in Geltung ist – das scheint keine sehr verlässliche Grundlage für das Leben zu sein.

Damit verbindet sich auch das Problem der *Mehrfachidentitäten*, die nicht nur hintereinander gelagert sind, sondern auch in zeitlicher Parallelität auftreten können. Schon die klassischen Rollen haben Identitäten unterschiedlich akzentuiert, im Sinne multipler Identitäten: Man hat teil an einer kollektiven Identität, an verschiedenen Gruppenidentitäten, aber es gibt auch ganz persönliche Anteile an der Identität – eine Gemengelage. Aber die Situation hat sich radikalisiert. Postmoderne Theoretiker, die auf jede Einheits- und Ganzheitsvision verzichten, jubeln über das, was andere Zerfall, Inkonsistenz oder Chaos nennen. Alles geht, und auch das Gegenteil. Aber mit diesem Lob des Durcheinanders lebt es sich schwer, wenn das Chaos in der eigenen Seele und im eigenen Kopf zu finden ist – was wäre Identität, wenn sie gar nicht als Einheit, als Gesamtgestalt gedacht würde? Aber tatsächlich nimmt der Trend zur variablen Akzentsetzung in den jeweiligen Situationen zu, eine jeweils unterschiedliche Aktualisierung im Repertoire befindlicher Identitätselemente oder Identitätspotenziale. (Als ganz banales österreichisches Beispiel wird ein Landespolitiker angeführt, der in seinem Dienstwagen immer mindestens drei Outfits mitgeführt hat, um sich für die jeweilige Veranstaltung auf adäquate Weise zu präsentieren.)

Ronald Hitzler führt metaphorisch die Figur des Proteus ein, eine niedere Meerestheogonie aus der griechischen Mythologie, von der Homer in der *Odysee* sagt: „Erst ward er ein Leu mit fürchterlich wallender Mähne, drauf ein Pardel, ein bläulicher Drach und ein zürnender Eber, floss dann als Wasser dahin und rauscht' als Baum in den Wolken.“⁴⁶ So ähnlich, meint er, müsse man sich den von manchen Theoretikern vorausgesagten postmodernen Menschen vorstellen: im Sinne einer ständig sich wandelnden, selbstüberschreitenden, kreativen, Sinnlosen, exzentrischen Subjektivität; als Reduktion des eigenschaftslosen Subjekts auf jeweils konkrete Handlungsmuster; eine aleatorische Existenzweise; das Selbst als Requisite situativer Inszenierungen, als dramaturgischer Effekt im sozialen Planspiel, ein imaginärer Treffpunkt des Unpersönlichen.

46 Zitiert nach Ronald Hitzler: Der banale Proteus. Eine „postmoderne“ Metapher? In: Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Norbert Elias. Herausgegeben von Helmut Kuzmics, Ingo Mörth und Eva Barlösius. Frankfurt am Main; New York: Campus 1991, S. 219–228, hier S. 219.



Doch dieses ‚Gebilde‘ bedeutete so etwas wie die *Auflösung von Menschlichkeit*, die wir uns bislang nur in einer wie auch immer gefassten Lebensform persönlicher Identität vorzustellen vermögen. Selbst wenn Identitätselemente liquide und widersprüchlich sind, situativ anpassbar und weiterentwicklungsfähig, stellt sich für den einzelnen Akteur doch zuweilen die Frage, wo denn seine ‚eigentliche‘ Identität hinter allen anderen (multiplen) Identitäten situiert sei. Irgendwo muss durch Rollen und Bilder ein sinnhaftes Muster erkennbar sein. Es gibt nichts anderes als die Inszenierungen, doch beständig wird auch hinter den Inszenierungen, hinter den vorgeführten Gesichtern und Verhaltensweisen, nach dem *eigentlichen* Selbst gesucht. Die pragmatische Lebbarkeit einer radikalen Nichtidentität scheint jedenfalls schwer vorstellbar.

Leistungs-Konsum-Paradoxon

Wir haben den Übergang vom Produktions- zum Konsumkapitalismus vollzogen: Der klassische Kapitalismus, bis herauf an die Wende zum 20. Jahrhundert, beruhte bekanntlich auf Triebverzicht, Aufschub der Befriedigung, asketischer Disziplin. Im spätmodernen Kapitalismus wird das Lustprinzip als Quelle des Fortbetriebs des Systems eingesetzt: Bei steigender Systemproduktivität braucht man steigenden Konsum. Ein hohes Konsumniveau muss zum selbstverständlichen Bestandteil der persönlichen Identität werden.

Der Übergang vom *puritanischen* zum *hedonistischen Selbst* verbindet sich mit der Revolution der Erwartungen. Die Verführung ersetzt die Repression. Freiheit wird auf Konsumfreiheit reduziert. Dazu gehören spontane Befriedigung, jederzeitige Mobilität, ein episodisches Leben. Zwei auf den ersten Blick gegensätzliche Selbste konkurrieren in der zeitdiagnostischen Beschreibung, aber in Wahrheit sind sie miteinander gar nicht unvereinbar.

Das eine ist das *kalkulierende Selbst*: Alles geht; warum sollte man denn nicht auch alles ausprobieren? Nutzenmaximierung ist rational; wer wollte da irrational sein? Da alle kollektiven Normen und Werte beliebig (setzbar und verzichtbar) sind, drängt sich der Rückgriff auf die jeweils eigenen Vorteilserwägungen auf. Das zweite ist das *narzisstische Selbst*: Die permanente Selbstbespiegelung (und deren soziale Akzeptanz) führt dazu, dass die eigene Person zum Zentrum der Welt wird und der Rest der Welt in ein Schattendasein versinkt. Das Ich wird zum Gegenstand geradezu religiöser Verehrung. Richard Sennett, Christopher Lasch, Jean Twenge und andere haben die Gegenwart als narzisstische Epoche, die jüngere Generation als *Generation Me* charakterisiert. Wenn man darauf getrimmt ist, immer in sich hineinzuhorchen, ist es naheliegend, dass man alles, was man dabei zu hören glaubt, für ungemein wichtig hält. Die eigene Befindlichkeit rückt in das Zentrum der Welt. Da das eigene Selbst im Zuge des Erwachsenwerdens mit Lob überschüttet worden ist, besteht nicht nur ein solides Selbstbewusstsein, sondern auch der Anspruch auf weiterhin akquirierbares Lob – die Welt ist es einem schuldig. Man sucht

nicht nach der Anerkennung und Würdigung, sondern nach jener Bewunderung, die man nicht nur – einfach so – zu verdienen glaubt, sondern die auch durch die Funktionsprinzipien eines Star-Systems als mentales Modell gegenwärtig ist. Wenn man es nicht schafft, ganz vorne dabei zu sein, dann ist man ein Verlierer. Aber für die meisten Jugendlichen kann kein Zweifel bestehen, dass sie irgendwann ganz vorne dabei sein werden.

Ernst der Arbeit, Unernst des Spiels – das war die Unterscheidung aus der alten Welt, aber in der Postmoderne wird der Ernst selbst zum Spiel. *Die Identität wird gespielt*. Der Einzelne weiß es.

„Kennzeichen der Postmoderne ist also Verspieltheit, während die Moderne durch Fleiß geprägt war. In einem System, in dessen Zentrum die Arbeit stand, ist Produktion das gruppenrationale Paradigma, und das Eigentum repräsentiert dessen Früchte. In einer Welt, die sich um das Spiel herum ordnet, regiert die Aufführung, und der Zugang zu kulturellen Erfahrungen wird zum Ziel menschlichen Handelns.“⁴⁷

Gewissermaßen eine ästhetisierte, essayistische Lebensauffassung; bestenfalls der neue Geist des Kapitalismus.⁴⁸

Spontaneitäts-Disziplinierungs-Paradoxon

Die Postmoderne versteht sich als eine *spontane Gesellschaft*, als eine Gesellschaft, in der die Menschen nicht nur abstrakte Wahlfreiheit genießen, sondern auch konkret – in einer Situation – so oder anders (kurzfristig, jetzt, nach dem aktuellen Gefühl) entscheiden können. Umgangsformen und Gefühlsäußerungen sind viel lockerer geworden.

Auf der anderen Seite gibt es das *Maschinen-Modell* der Moderne. Damit sind etwa die Befürchtungen Max Webers angesprochen, der den fortschreitenden Rationalisierungsprozess als Bedrohung für die Individualität und Freiheit des Individuums gesehen hat; ganz Ähnliches finden wir bei Werner Sombart oder Joseph Schumpeter. Der Mensch werde zum Rädchen in einer großen Maschinerie. Norbert Elias hat von der „Selbstzwangapparatur“ gesprochen.⁴⁹

47 Jeremy Rifkin: *Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden.* (The Age of Access, ED 2000.) Aus dem Englischen von Klaus Binder und Tatjana Eggeling. Frankfurt am Main: Campus 2000, S. 263.

48 Vgl. Luc Boltanski und Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus.* Aus dem Französischen von Michael Tillmann. Konstanz: UVK 2003. (= Édition discours. 30.)

49 Vgl. Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie.* Besorgt von Johannes Winckelmann. 5. Aufl. Tübingen: Mohr 1976; Werner Sombart: *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart.* Bd. 3–6. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1987; Joseph Alois Schumpeter: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie.* Bern: Francke 1946. (= Mensch und Gesellschaft. 7.) Elias, *Zivilisationstheorie.*



Wie lässt sich diese Widersprüchlichkeit erklären? Eine Reihe von Theoretikern (von Adorno bis Sennett und Lasch) haben argumentiert, dass die Gefühls- und Handlungsstrukturen zwar den Anschein erwecken, lockerer geworden zu sein, dass es sich dabei jedoch nur um *scheinbare Freiheiten* handelt – man könne sich zwar in mancher Hinsicht mehr gehen lassen, aber dies auf eine *kontrollierte Weise*.⁵⁰ Dies sei eher eine Selbstbeherrschung auf höherem Niveau, eine hochdisziplinierte, restringierte Entdisziplinierung. Abram de Swaan gibt zu, dass im Bereich der Sexualität die Umgangsformen gelockert wurden; aber in vielen anderen Lebensbereichen sei dies nicht der Fall. Menschen müssen ihre Angriffslust im Zaum halten; Behinderte, hässliche oder arme Personen dürfen nicht mehr verächtlich gemacht oder gering geschätzt werden; ein demonstratives Geltungsbedürfnis gilt als Untugend; Reinlichkeit und Hygiene werden in hohem Maße verlangt – und selbst bei der Lockerung im Sexualverhalten gelten bestimmte neue Beschränkungen: Zwang wird weniger akzeptiert als früher, bei aller Lockerheit der Praktiken gilt die Bedingung gegenseitiger Rücksichtnahme und wechselseitigen Einvernehmens. Er nennt dies den Übergang von einer Befehlsökonomie zur Verhandlungsökonomie der Seele.⁵¹

Fraglich ist, wieso die Individuen diese Umstellung als Befreiung, als *Spontanisierung* erleben. Generell scheint zu gelten: Das Netz sozialer Kontrolle wird allgemein engmaschiger, aber ein guter Teil dieser Kontrollen wird in *Selbstzwänge* umgewandelt.⁵² Die Internalisierung ist vonnöten, damit die Einhaltung der subtilen Normierungen als Realisierung des persönlichen Freiraums erlebt werden kann.

Authentizitäts-Enhancement-Paradoxon

Das ehrgeizigste Selbst ist erst im Werden, wenn das groß angelegte Optimierungsprojekt für die nächsten Jahrzehnte an Fahrt gewinnt: Wir werden es immer mehr mit Körpern in unterschiedlichem Verbesserungs- und Aufrüstungszustand zu tun haben. Die Evolution hat ein wenig gefuscht, was den menschlichen Körper anbetrifft, und in einer Gesellschaft der Machbarkeit ist dies nicht zu dulden. (Dem Oktroy der Individualisierung steht der Oktroy des Fortschritts zur Seite: Es ist Zeichen persönlicher Unzulänglichkeit, etwas anderes zu sein als ein Weltverbesserer – oder zumindest, mit Peter Sloterdijk gesprochen, ein „Dinge-Verbesserer“.)⁵³ Wenn

50 Vgl. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Amsterdam: Querido 1947; Sennett, Der flexible Mensch; Christopher Lasch: The Minimal Self. Psychic Survival in Troubled Times. New York [u. a.]: Norton 1984; Christopher Lasch: Das Zeitalter des Narzißmus. Aus dem Amerikanischen von Gerhard Burmudt. Hamburg: Hoffmann & Campe 1995. (= Campe Paperback.)

51 Vgl. Abram de Swaan: Vom Befehlsprinzip zum Verhandlungsprinzip. Über neuere Verschiebungen im Gefühlshaushalt der Menschen. In: Der unendliche Prozeß der Zivilisation, S. 173–198.

52 Vgl. Helmut Kuzmics: Das moderne Selbst und die Zivilisierung der Sexualität. In: Ebenda, S. 199–218.

53 Vgl. Peter Sloterdijk: Die Atemlosigkeit der Moderne. Interview mit P. S. In: Cicero. Magazin für politische Kultur vom 28. 9. 2005, S. 118–121.

alles gestaltet werden kann, dann ist auch ein *Body Enhancement* möglich, welches nicht nur auf die biologische Ebene beschränkt bleibt.

Erstens findet die Optimierung *pharmakologisch* statt: Man jubelt sich zur höheren Leistungsfähigkeit hoch, indem man ein paar Drogen schluckt, und man holt sich hinterdrein auf dieselbe Methode wieder herunter, damit man schlafen kann; und ohnehin werden immer neue Verhaltensstörungen entdeckt, für die auf pharmakologischem Wege Abhilfe geschaffen werden muss. Die Hälfte der amerikanischen Studierenden traut sich angeblich nicht mehr zu einer Prüfung, wenn sie nicht passende Tabletten geschluckt hat – was im Zuge weiterer Optimierungen bedeutet, dass die Universitäten bald überlegen müssten, ob sie für die Prüfungen nicht Doping-Kontrollen einführen sollten, wie dies im Sport üblich ist.

Die *chirurgische* Variante ist allgemein bekannt, in der Epoche der *Beautifizierung*. Der Schönheitsdruck nimmt zu, die Standards steigen durch die allseits unentrinnbaren Bilder als schön empfundener (und stilisierter) Menschen – und so expandiert der einschlägige schönheitschirurgische Markt. Das Selbst unterliegt einer immer härteren Konkurrenz, wenn die „Normalität“⁵⁴ in Anbetracht der Sehgewohnheiten als immer „hässlicher“ bewertet wird.⁵⁵

Noch weiter geht die *elektronische* Variante. Die Menschen werden ihre Sensoren in der Kleidung tragen, immer Online, unter der Kontrolle von Zentralcomputern, die jeweils Alarm schlagen, wenn der Cholesterinspiegel oder der Blutdruck zu hoch ist. Sie werden sich im nächsten Schritt Chips implantieren lassen, der Bequemlichkeit und der Sicherheit halber. Der Großcomputer wird sie unter Kontrolle halten und im Bedarfsfall alarmieren. Irgendjemand wird die großen elektronischen Netze bereitstellen, um die ständige Überwachung gewährleisten zu können. Vor allem aber: Es wird keine Abwehr gegen diese Vernetzung geben, die Menschen werden sie vielmehr lieben; ja sie werden verunsichert, gestresst und beleidigt sein, sobald sie nicht unter der Kontrolle des Netzes stehen – sie werden glauben, dann sterben sie

54 Manfred Prisching: Über die Schönheit in der Postmoderne. In: *Psychologische Medizin* 23 (2012), Nr. 3, S. 60–69.

55 Natürlich schließt sich an die vergleichsweise harmlosen schönheitschirurgischen Manipulationen die eigentliche gentechnische Welt mit ihren eugenischen Möglichkeiten an. Vgl. Nicholas Agar: *Liberal Eugenics*. In *Defence of Human Enhancement*. Malden, Mass.: Blackwell 2005. Aber man soll auch den Druck der Körpergesellschaft nicht unterschätzen; denn in der Tat sind schöne Menschen erfolgreicher. Wenn nun durch die elektronische Bilderwelt die Wirklichkeitswahrnehmung in der Weise verändert wird, dass die Normalitätsstandards ein deutlich höheres Schönheits-Niveau erreichen als die Wirklichkeit, führt dies zu einer Abwertung der realen Population, vor allem aber auch zu einer Abwertung der eigenen Person – was dies für die bereits erwähnten narzisstischen Personen bedeutet, ist offensichtlich. Die chirurgische Option wird zu einer Überlebensstrategie. Auch dabei stößt man auf Sub-Paradoxien: Warum beispielsweise die chirurgische Umsetzung des Wunsches, nach der Operation mit der Nase der bekannten Hollywood-Schauspielerin aufzuwachen, auch als Akt der Selbstrealisierung, als Schritt zur eigentlichen und eigenen Authentizität, empfunden wird, bedürfte einer anspruchsvollen Interpretation.



gleich. Eigentlich ändert dies auch das Bild des Menschen: Die Menschen werden Bestandteile des einen *großen Weltcomputers*.

Der letzte Schritt geht zur *Cyborgisierung*: Wir haben die Digitaltechnologie gestaltet, und nun gestaltet sie uns.⁵⁶ Noch brauchen wir die Google-Brille, um unauffällig mit dem Internet kommunizieren zu können, aber dieser Mini-Bildschirm wird sich bald auch in den Körper montieren lassen. Wenn ein paar Schwierigkeiten bei der Verknüpfung von Elektronik und Nervensystem überwunden werden, kann man sich weitere Enhancement-Methoden für die Aufbesserung des Gehirns vorstellen, bis hin zu einfachen oder komplexeren Formen der Mensch-Maschine-Kombinationen.⁵⁷ Ein Chip, hinter dem Ohr montiert, und man verfügt über die *Encyclopaedia Britannica*. Das wird gemacht werden, denn in Anbetracht der grundsätzlichen Machbarkeit werden die Menschen ihre eigene Ineffizienz (ihre intellektuellen Grenzen und ihre biologische Hinfälligkeit) nicht aushalten.

Was heißt dies für die Identität? Die Menschen sind im Laufe der letzten Jahrhunderte zivilisatorisch *gezähmt* worden, wie Norbert Elias ausführlich dargestellt hat⁵⁸; nun beginnen sie sich *selbst zu züchten*, wozu Peter Sloterdijk schon Überlegungen beige-steuert hat.⁵⁹ Sie übernehmen dergestalt (mit elektronischen und gentechnischen Mitteln) die Steuerung der Evolution, so als ob sie die Tragweite ihrer Entscheidungen absehen könnten – im Mai 2013 war die Meldung in den Zeitungen zu lesen, dass man die ersten Schritte zum Klonen des Menschen gemacht hat. Wenn es nach amerikanischen Sozialwissenschaftlern geht, ist dies aber ohnehin überflüssig; denn die biologische Phase in der menschlichen Evolution könnte sich als vorübergehender Zwischenschritt herausstellen, wenn Cyborgs oder lernfähige Computer sich als eine weitaus überlegene Spezies erweisen – statt der *High Potentials* die *iPotentials*. Dann sind natürlich alle Überlegungen über die Selbste, auch die spätmodernen, über Identität und Authentizität überflüssig, denn wir befinden uns in der *posthumanen Gesellschaft*.

56 Vgl. Sherry Turkle: *Alone Together. Why We Expect More from Technology and Less from Each Other*. New York: Basic Books 2011.

57 Vgl. Yoseph Bar-Cohen und David T. Hanson: *The Coming Robot Revolution. Expectations and Fears about Emerging Intelligent, Humanlike Machines*. New York: Springer 2009.

58 Vgl. Elias, *Zivilisationstheorie*.

59 Vgl. Peter Sloterdijk: *Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000. (= Edition Suhrkamp. Sonderdruck.)